

DROSTE

Lotte Minck

Mausetot im Mausoleum

*Eine Ruhrpott-Krimödie
mit Loretta Luchs*





Lotte Minck
Mausetot im Mausoleum

Lotte Minck (*1960) ist von Geburt halb Ruhrpottgöre, halb Nordseekrabbe. Nach 50 Jahren im Ruhrgebiet und etlichen Jobs in der Veranstaltungs- und Medienbranche entschied sie sich, an die Nordseeküste zu ziehen. Erst kürzlich überkam sie heftiges Heimweh nach dem Ruhrpott, als sie nach Jahren auf dem Land zum ersten Mal in einen echten Stau geriet, der aus mehr als sieben Autos vor einer Ampel bestand und sich diese Bezeichnung dank einer halben Stunde totalen Stillstands redlich verdient hatte. Ihre Heldin Loretta Luchs und alle Personen in Loretta's Universum sind eine liebevolle Huldigung an Lotte Mincks alte Heimat.

Besuchen Sie Lotte Minck im Internet:
www.facebook.com/lotte.minck
www.lovelybooks.de/autor/Lotte-Minck/
www.roman-manufaktur.de

Ruhrpott-Krimödien mit Loretta Luchs bei Droste:

Radieschen von unten
Einer gibt den Löffel ab
An der Mordseeküste
Wenn der Postmann nicht mal klingelt
Tote Hippe an der Strippe
Cool im Pool
Die Jutta saugt nicht mehr
Voll von der Rolle

Lotte Minck

Maustetot im Mausoleum

Eine Ruhrpott-Krimödie mit Loretta Luchs

Droste Verlag

Figuren und Handlung dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 Droste Verlag GmbH, Düsseldorf

Umschlaggestaltung: Droste Verlag unter Verwendung
einer Illustration von Ommo Wille, Berlin

Satz: Droste Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7700-1561-0

www.drosteverlag.de

Prolog

*Unterwegs in einer anderen Welt – bei ziemlich hoher
Luftfeuchtigkeit, aber irgendwas ist ja immer*

Es war beinahe totenstill. Der Nebel war so dicht, dass ich die Bäume nur als graue Schemen wahrnahm. Er schluckte nicht nur die Farben, sondern auch die meisten Geräusche. Bis auf das Knirschen meiner Schritte hörte ich von Zeit zu Zeit einen Wassertropfen aus einer Baumkrone zu Boden platschen. Nur der Weg unter meinen Füßen bot ein gewisses Maß an Orientierung.

Erstaunlich, wie sehr sich der mir vertraute Park bei dieser Witterung veränderte. Er hatte sich in einen mystischen Ort aus blassen Grautönen verwandelt, an dem sich außer mir niemand aufzuhalten schien. Ich stellte mir vor, dass ich nie wieder herausfinden würde, weil ich mich unrettbar in dieser blickdichten Orientierungslosigkeit verirrt. Komischerweise war dieser Gedanke eher tröstlich als beängstigend. Der Nebel war wie ein Schutzschild oder ein Tarnumhang – wenn für mich alles unsichtbar war, musste ich es umgekehrt für alle anderen auch sein, oder? Unsichtbarkeit könnte mich schützen, vor den besorgten Fragen meiner Freunde nach meinem Befinden, zum Beispiel.

Fragen nach Pascal und mir, um genau zu sein.

Nach dem Stand unserer On-/Off-Beziehung, um *ganz* genau zu sein. Und wie sein endgültiger Auszug gestern Abend für mich gewesen war.

Mit anderen Worten: Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Oder wollte.

Jetzt gerade, an diesem frühen Sonntagmorgen im November, wollte ich nichts weiter tun, als durch den Nebel zu

spazieren, ein paar Fotos zu machen und dann meinen besten Kumpel Frank in seinem Kiosk zu besuchen, der am Rand des Parks lag. Falls ich aus dieser dicken Suppe jemals wieder herausfinden würde.

An alle, die ein Abenteuer suchen: Das hier sind die wahren *Fifty Shades of Grey*, dachte ich grinsend und hob die Kamera, um eine diffuse Gruppe Baumstämme zu fotografieren, die sich nach oben hin ins Nirgendwo auflösten.

Knack. Das kurze, abgehackte Geräusch des Auslösers durchbrach die Stille, dann ging ich langsam weiter. Konzentriert scannte ich das Buschwerk am Wegesrand nach Spinnennetzen, die heute durch die hohe Luftfeuchtigkeit mit Hunderten Wassertröpfchen verziert waren.

Als ich ein Prachtexemplar von Netz entdeckte, stellte ich die Fototasche auf den Boden und hockte mich hin, um das Objektiv zu wechseln. Nachdem ich das Makro eingesetzt hatte, erhob ich mich und blickte durch den Sucher auf die Tautropfen. Das Objektiv surrte leise, als es sich automatisch einstellte – dank der völligen Windstille war das möglich. Ich kannte die Kamera noch nicht besonders gut, sodass ich die Automatikfunktion gerne in Anspruch nahm.

Ohne abgedrückt zu haben, nahm ich die Kamera wieder herunter, um das Motiv probeweise über das Display ins Visier zu nehmen.

»Ist es nicht ein Segen, dass man das Display herausklappen kann?«, sagte eine Stimme neben mir.

Eine Stimme aus dem Nichts. Ich hatte niemanden kommen hören.

Mit einem Aufschrei fuhr ich hoch. Vor Schreck ließ ich die Kamera los, aber der Trageriemen um meinen Hals bewahrte sie davor, auf den asphaltierten Weg zu knallen.

Sofort trat der Mann zwei Schritte zurück und hob die Hände, die Innenflächen in der international gültigen Ich-

will-dir-nichts-tun-Geste mir zugewandt. »Ich muss mich entschuldigen, ich habe Sie erschreckt.«

Allerdings hast du das, du blöder Honk, dachte ich grimmig, die Rechte auf mein galoppierendes Herz gepresst. Ich war noch zu atemlos, als dass ich hätte antworten können.

»Ich bin davon ausgegangen, dass Sie mich bemerkt haben«, fügte er sichtlich zerknirscht hinzu. »Meine Schritte, meine ich.«

»Wie Sie sehen, habe ich Sie nicht bemerkt«, fauchte ich.

Was mir unter normalen Umständen sicherlich nicht passiert wäre, wie ich insgeheim konstatierte – er war nämlich ziemlich attraktiv. Dennoch: Ich war stinksauer auf ihn, weil er sich angeschlichen hatte. Aber wären sich nähernde Schritte im Nebel besser gewesen? Vermutlich nicht. Wahrscheinlich sogar noch furchteinflößender als sein unvermitteltes Auftauchen an meiner Seite.

Er stand da, glubschte mich durch seine Brillengläser an und wartete auf ein Signal von mir, dass ich ihm verzieh. Das war zumindest die einzige Erklärung, die mir einfiel. Irgendeinen Grund musste es schließlich geben, aus dem er sich nicht trollte. Sollte ich ihm die Absolution erteilen?

»Ich bin übrigens auch auf einem Fotospaziergang«, sagte er, drehte sich zur Seite und deutete mit dem Daumen über die Schulter auf seinen Rucksack. »Ich mag es, wenn die Welt um mich herum schwarz-weiß wird.«

»Und grau.«

Er nickte lächelnd. »Und grau.«

Ich lächelte zurück. »Vielleicht sollten wir einfach mal unsere Brillen putzen. Vielleicht stellen wir dann fest, dass es überhaupt nicht neblig ist, sondern unsere Gläser bloß total verschmiert waren.«

Seine Augen weiteten sich verblüfft, dann brach er in brüllendes Gelächter aus. »Sie sind mir ja 'ne Marke!«,

schnaufte er schließlich und streckte mir die Hand hin.

»Wenn ich mich vorstellen darf: Stefan Neumüller.«

Ich schlug ein. »Loretta Luchs.«

»Sind Sie häufiger hier unterwegs?«, fragte er.

Äh ... stopp mal. Was sollte das werden – eine Anmache?

»Ab und zu«, erwiderte ich schmallippig.

»Ich wohne erst seit Kurzem in der Gegend«, sagte er.

»Vielleicht könnten wir ja mal ...«

Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern warf einen Blick auf meine Armbanduhr und rief: »Ach herrje, so spät schon? Ich muss weiter. Hat mich gefreut.«

Ohne seine Reaktion abzuwarten, marschierte ich los. Fotos machen konnte ich auch auf dem Rückweg. Ein bisschen tat es mir für ihn leid, aber mir war gerade nicht nach Vielleicht-könnten-wir-mal, vollkommen egal, wie unverbindlich dieser Stefan Neumüller seinen Vorschlag gemeint hatte.

»Nix los heute Morgen«, sagte Frank zur Begrüßung, »kein Wunder bei so 'ne Suppe.«

Wenn er so aus seinem Verkaufsfenster guckte, wirkte es beinahe wie Kasperletheater, wie ich einmal mehr amüsiert feststellte. Fehlte nur noch, dass er »Naaa, liebe Kunden, seid ihr alle da?« quäkte und mit der Kasperklatsche um sich schlug, anstatt Süßigkeiten einzutüten.

»Wird schon werden«, sagte ich. »Es ist den Leuten heute draußen zu ungemütlich, die bleiben lieber etwas länger im Bett liegen. Waren denn die Gassigeher auch noch nicht da?«

»Klaro warn die da. Weißte doch selbst, die stehn immer um sieben auffe Matte, auch am Sonntach.«

Da ich immer mal zwischendurch sonntags die Früh-schicht übernahm, wenn Not am Mann war, wusste ich natürlich Bescheid.

»Wollz'n Käffken?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nee, lass mal. Ich mach mir gleich zu Hause einen richtigen Kaffee. Du weißt schon: einen richtig leckeren.«

Frank gackerte; um ihn ernsthaft zu beleidigen, müsste ich schon schwerere Geschütze auffahren als meine traditionelle Meckerei über seinen Kaffee.

Kapitel 1

*Loretta steht vor einem Tribunal,
aber eine Inquisition kann auch liebevoll gemeint sein,
wie sie feststellt*

»Fällt euch denn gar nichts ein, wie wir sie aufmuntern könnten?«, fragte Doris leise.

»Ich bin nicht taub! Ich kann euch hören!«, rief ich aus der Küche zu den anderen hinüber, die in Isoldes Wohnzimmer saßen.

Beinahe unglaublich, aber wir hatten es nach ewigen Zeiten geschafft, einen samstäglichem Kaffeeklatsch nur für uns Mädels zu organisieren. Endlich verbrachten wir mal wieder ein paar Stunden miteinander, ohne dass mindestens zwei unserer Kerle am Grill standen und mit Fleischbatzen um sich warfen. Stattdessen würden wir gleich verschiedene kleine Törtchen genießen. Sie waren appetitlich auf einer großen Platte arrangiert, die ich nun aus der Küche zum Kaffeetisch brachte. Isolde hatte für uns prachtvoll eingedeckt: mit traumhaft schönem Geschirr – einem Mitbringsel von einer ihrer Reisen –, Blumenschmuck aus Dahlien sowie farblich passenden Kerzen. Der Tisch war eine einzige Orgie aus flammenden Herbsttönen; sogar der Fondant-Überzug der Törtchen fügte sich harmonisch ins Bild.

Ich stellte die Platte ab und setzte mich. »Zum allerletzten Mal: Ihr müsst mich nicht aufmuntern. Es geht mir gut.«

Bärbel, Isolde und Doris wechselten wissende Blicke, die mir keineswegs entgingen.

»Niemandem, der Liebeskummer hat, geht es gut, Schätzchen«, sagte Doris. »Wir machen uns Sorgen.«

Ich gab meiner Stimme einen munteren Klang. »Wirk-

lich, das müsst ihr nicht. Andere Mütter haben auch schöne Söhne.«

Wieder diese Blicke zwischen ihnen, dann legte Bärbel ihre Hand sanft auf meine. »Süße, du und Pascal ... allmählich ist da mal eine endgültige Entscheidung fällig. Dieses ewige Hin und Her ist auf Dauer nicht gesund.«

Sagt mir doch mal was, das ich noch nicht weiß, dachte ich.

Sie hatten ja recht: Eigentlich waren Pascal und ich längst getrennt, aber uneigentlich kamen wir nicht voneinander los. Zwar wählte er zurzeit nur Jobs aus, bei denen er auf Reisen war, aber es gab immer wieder Treffen – wenn auch in größeren zeitlichen Abständen –, bei denen wir uns gegenseitig wort- und tränenreich versicherten, nicht ohne den anderen leben zu können. Oder zu wollen. Oder zu können glauben oder was weiß ich. Das war wirklich nicht gesund. Jedenfalls nicht auf Dauer.

Es war ja nicht so, dass ich meine Freunde ständig damit volllaberte, ganz im Gegenteil. Manchmal telefonierte ich mit Diana, meiner besten Freundin und ehemaligen Mitbewohnerin, die mittlerweile glücklich verheiratet an der Nordseeküste lebte. Das war auch schon alles. Diana war die Einzige, der ich anvertraute, wie ich mich fühlte – was sich durchaus von einem Tag zum nächsten komplett verändern konnte.

Das Problem war, dass es keine wirkliche Lösung für Pascal und mich gab. Bei aller Zuneigung füreinander passten unsere Lebensentwürfe nicht zusammen, ein anderes Wort dafür fällt mir nicht ein. Ich liebte es, Verbrechen aufzuklären, während Pascal schier ausflippte, wenn ich das tat. Er machte sich Sorgen um mich, und genau das wollte er nicht mehr. Das Vertrackte war, dass er mein mörderisches Hobby

respektierte und mich keineswegs verändern wollte, und dafür mochte ich ihn umso mehr. Andererseits schaffte ich es nicht, Verbrechen beziehungsweise ihre Aufklärung zu ignorieren, was sogar schon dazu geführt hatte, dass ich Pascal belogen hatte. Bis heute ist mir das zutiefst peinlich, und völlig zu Recht war er stinksauer auf mich gewesen. Nicht nur das: Dank meiner dämlichen Prioritäten hatte ich ihn aus meinem Leben vertrieben. Jedenfalls als Partner. Und deshalb saß ich jetzt hier und wollte am liebsten ganz woanders sein. Irgendwo, wo der Beziehungsstatus zwischen Pascal und mir nicht das zentrale Thema war. Also überall, bloß nicht hier an der schönen, herbstfarbenen Kaffeetafel.

»Fotografierst du eigentlich gerne?«, fragte Isolde. Da sie mich ansah, war wohl ich gemeint.

»Hm ... keine Ahnung«, erwiderte ich achselzuckend. Also gut, manchmal knipste ich mit meiner kleinen Digitalkamera so vor mich hin. Ich hatte sie auch schon für Tatort-Fotos benutzt oder um heimlich Bilder von Verdächtigen zu machen.

»Hättest du Lust, es mal auszuprobieren?« Isolde sah mich erwartungsvoll an, Bärbel und Doris ebenfalls.

Aha – daher wehte der Wind. Das war wohl nun die Idee, wie sie die arme Loretta aufmuntern könnten. Und vom Sofa an die frische Luft locken. Wusste man ja, dass frische Luft gegen depressive Verstimmungen helfen sollte. Tatsächlich hatte ich mich in den letzten Wochen zurückgezogen und viel Zeit allein zu Hause verbracht. Okay, das stimmte nicht ganz: Kater Baghira leistete mir Gesellschaft.

Allerdings hatte sich herausgestellt, dass die Abende und Nächte schwer auszuhalten waren, also hatte ich meinen Chef Dennis gebeten, mich für die Nachtschicht einzuteilen.

Wer nun meint, nachts sei an der Sexhotline mehr zu

tun als tagsüber: Irrtum. Das Gegenteil war der Fall, denn nachts waren die meisten unserer Kunden brav daheim bei ihren Lieben, während sie ihre Anrufe bei uns gerne während ihrer Mittagspausen, mal zwischendurch vom Büro aus oder von unterwegs erledigten. Soweit jedenfalls meine Theorie, denn natürlich haben wir noch niemals eine Kundenbefragung durchgeführt. Aber mit den Jahren machte man sich halt so seine Gedanken über die Männer, die unsere Dienste in Anspruch nahmen. Um zum Beispiel darauf zu kommen, dass diejenigen, die sich bei uns als Boss mit devoter Sekretärin inszenieren ließen, im realen Leben vermutlich eher in untergeordneter Position tätig waren, musste man nicht Psychologie studiert haben.

»Hallo, Loretta, bist du noch bei uns?«

Isoldes Frage riss mich aus meinen Gedanken. »Sorry. Ob ich gerne fotografieren würde, wolltest du wissen, richtig?« Isolde nickte.

»Wieso? Will Maria mir ein Praktikum anbieten?«

»Quatsch. Du hast doch einen Beruf.« Sie stutzte und setzte hinzu: »Wärst du denn interessiert?«

Ein Praktikum bei einer der begehrtesten und höchstbezahlten Fotografinnen der Welt zu machen und ständig auf Reisen zu sein? Sorry, aber wer kümmert sich dann um meinen Kater? Spaß beiseite: Natürlich wäre das interessant. Aber vielleicht doch an mich vergeudet.

Ich schüttelte den Kopf. »Nee. Ist ja nicht so, dass ich seit Jahrzehnten für die Fotografie brenne, oder? Keine Ahnung, ob ich dafür ein Talent habe.«

»Dann solltest du es unbedingt ausprobieren!«, tirillierte Isolde und sprang auf. Sie eilte in einen Nebenraum und kehrte mit einer eckigen Umhängetasche zurück, die sie mir in die Arme drückte. »Bitte sehr! Von Maria und mir.«

Ich sah in die Tasche und entdeckte: eine Kamera und drei Objektive. Wie bitte? Weder stand mein Geburtstag ins Haus – der war im März –, noch fiel mir irgendein anderer Grund für ein derart kostspieliges Geschenk ein.

»Seid ihr verrückt? Das nehme ich nicht an«, sagte ich entschlossen und zog den Reißverschluss der Tasche wieder zu.

Isolde winkte ab. »Ist nur geliehen. Doris sagt, du machst jetzt erst mal Nachtschicht. Dann hast du doch tagsüber Zeit, spazieren zu gehen und Fotos zu machen.«

Ich warf Doris einen wütenden Blick zu, aber sie zuckte nur gleichmütig mit den Schultern. Die Vorstellung, dass meine Freundinnen sich hinter meinem Rücken über mich unterhielten und Pläne ausheckten, um mich zu beschäftigen, schmeckte mir nicht.

»Wenn ich nachts arbeite, schlafe ich tagsüber. Irgendwann muss ich schließlich schlafen.«

»Aber doch nicht den gesamten Tag, oder?«, fragte Bärbel. »Ich könnte mir vorstellen, dass es dir Spaß macht.«

Mir reichte es. »Was bin ich – euer offizieller Pflegefall, der eine Beschäftigungstherapie nötig hat?« Grimmig blickte ich in die Runde. »Ihr rottet euch konspirativ hinter meinem Rücken zusammen und ...«

Doris hob die Hand, um mich zu unterbrechen. »Jetzt mach mal halblang, Loretta. Wir haben ja nicht gerade eine Intrige gesponnen, um dich loszuwerden, oder? Wir machen uns Sorgen um dich. Du wirst immer blasser und stiller. Du denkst doch nicht etwa, dass wir uns das kommentarlos angucken, ohne etwas zu unternehmen?«

So viel zu unserem gemütlichen Mädels-Kaffeeklatsch. Ich fühlte mich wie vor einer Prüfungskommission, die über mein seelisches Gleichgewicht zu befinden hatte. »Das ist ja wohl total übertrieben. Nur weil ich mal eine kurze Phase

habe, in der ich mich ein bisschen zurückziehe, müsst ihr ja nicht gleich durchdrehen, oder?«

»Kurze Phase? Das geht jetzt schon einige Monate lang so«, sagte Bärbel. »Du vertraust dich uns nicht an, aber auch das haben wir respektiert, genau wie dein Bedürfnis nach Rückzug. Aber jetzt ist Schluss damit. Wir sind deine Freunde, und wir wollen, dass es dir endlich wieder besser geht.«

Vor meinem geistigen Auge entstand ein Bild: Ich stand barfuß, strubbelig, hornbebrillt und im Büßerhemd vor einer Empore, auf der meine drei Richterinnen saßen und mich streng musterten. Die stets glitzernde Doris mit ihrem feuerroten Haarschopf, die beinahe schon meine Großmutter sein könnte. Die klassische, höchst stilvolle Isolde, auch schon über sechzig, und die schmale, blonde Bärbel, mit Ende dreißig minimal jünger als ich, und Mutter von drei Kindern. Äußerlich betrachtet würde wohl kaum jemand auf die Idee kommen, dass wir beste Freundinnen waren, aber das Schicksal und diverse aufgeklärte Verbrechen der letzten Jahre hatten uns in dieser Konstellation zusammengewürfelt. Sie alle lebten in glücklichen und soliden Beziehungen, während ich ...

Oh nein, nicht heulen, dachte ich entsetzt, als meine Augen plötzlich feucht wurden und die ersten Tränen auf meinen Kuchenteller tropften.

Zack – schon kramte Doris in ihrer Handtasche und legte dann ein Päckchen Papiertaschentücher neben meinen Teller. Schweigend warteten meine Freundinnen ab, bis ich mich wieder beruhigt und ordentlich geschnäuzt hatte.

»Du hast Liebeskummer«, sagte Isolde schließlich. »Und so kann es nicht weitergehen. Du musst aufhören, der Vergangenheit mit Pascal hinterherzutrauern. Du musst nach vorne blicken. Geh endlich zu Stella.«

Zustimmendes Gemurmel von Bärbel und Doris. Leider

verstand ich kein Wort. »Wer bitte schön ist Stella? Und was soll ich dort?«

»Stella Albrecht ist die Astrologin, zu der ich dich schon seit fünf Monaten schicken will. Ich habe dir eine Beratung bei ihr geschenkt, erinnerst du dich?«

Ich schnaubte. »Eine Astrologin? Und die soll mir helfen? Wie denn, bitte? Ach, ich weiß: Die guckt in ihre Glaskugel und faselt dann was von einem großen blonden Prinzen, der schon hinter der nächsten Ecke auf mich wartet. Oder zieht irgendwelche geheimnisvollen Karten, in denen angeblich meine Zukunft steht. Danke, auf so einen Hokuspokus kann ich gut verzichten.«

»Hokuspokus?« Isolde hob die Brauen. »Du denkst, ich frequentiere regelmäßig jemanden, der mit *Hokuspokus* arbeitet? Ich dachte, du würdest mich besser kennen.«

»Ich war bei Stella«, warf Bärbel ein. »Und sie hat mich sehr beeindruckt.«

»Mich übrigens auch«, fügte Doris hinzu.

Na, super. Jetzt hatte ich drei auf einen Streich beleidigt, weil ich mich abwertend über eine Frau geäußert hatte, die ich nicht einmal kannte.

»Ihr wart bei einer Astrologin?«, fragte ich verdutzt, an Doris und Bärbel gewandt. »Wann denn? Das habt ihr mir gar nicht erzählt!«

»Natürlich nicht!« Doris verdrehte die Augen. »Wir sehen uns ja nur noch auf der Arbeit! Nur noch kurze Höflichkeitsbesuche bei unseren Festen, und dann gehst du auch schon wieder nach Hause. Immer hast du angeblich Kopfschmerzen oder bist müde. Niemand hat dir je einen Vorwurf gemacht, aber wir vermissen dich.«

»Aber ich bin doch hier«, murmelte ich, ehrlich betroffen.

»Schon.« Bärbel nickte. »Aber wir wollen die alte Loretta

zurück, verstehst du? Die fröhliche Loretta. Meine Güte, du musst ja nicht ständig ein Feuerwerk der guten Laune abbrennen, aber du hast dich echt verändert.«

Es war mir nicht bewusst gewesen, dass ich meinen Freunden schon seit Monaten einiges an Verständnis abverlangte. Ging das wirklich schon so lange? Ich war offenbar derartig auf die Problematik zwischen Pascal und mir konzentriert gewesen, dass alles andere an mir nur vorbeigerauscht war. Ich sah meine Freundinnen an, in deren Gesichtern ich nichts als Zuneigung und echte Besorgnis entdeckte. Plötzlich schämte ich mich, ihnen Vorwürfe gemacht zu haben.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte ich. »Aber ich fühle mich so orientierungslos. Und ich nehme um mich herum kaum noch etwas wahr.«

»Ein Grund mehr, so bald wie möglich zu Stella zu gehen«, befand Isolde mit strenger Stimme. »Vielleicht kann sie dir ein wenig Orientierung geben. Und die Kamera wird dich vor die Tür locken und dir dabei helfen, deine Umgebung wieder zu sehen. Entdecke die Schönheit der kleinen Blümchen am Wegesrand.«